

In meinem Ausweis steht Hannes Franzmann. Meine Freunde nennen mich Han. Ob ich das bin, weiß ich schon lange nicht mehr. Wenn man überhaupt etwas ist, dann ist man, was man tut. Ich arbeite für eine große Verlagsgruppe und kümmere mich vor allem um internationale Verträge. Es gibt im Konzern keine Bücher, die es nicht gibt. Meine Leidenschaft gehört der Geschichte und der jungen Belletristik, auch wenn ich mit diesem Begriff für Literatur nie etwas anfangen konnte. Er klingt genau nach dem Gegenteil dessen, was er bezeichnet.

Als wir nach der wochenlangen Isolation wieder hinaus konnten, bevor es schlimmer wurde und vieles richtig zusammenbrach, fuhr ich zu einem Kongress nach Leipzig. Ich reiste einen Tag früher an und entschloss mich zu einem Stadtrundgang am Nachmittag. Ich reise zu vielen Kongressen und Tagungen, muss an unzähligen Sitzungen teilnehmen. Deshalb nutze ich ein Mikrofon und die Aufzeichnungen dann als Memo. Ich kann mich selbst damit aufnehmen und andere Geräuschquellen in recht weiter Entfernung. Im Flüsterton mache ich mir Notizen in Echtzeit, während ein anderer spricht. Ideal. Für den Stadtrundgang habe ich mir das Teil ans Revers gesteckt.

Um Erlaubnis für die Aufnahme habe ich nicht gefragt. Ich frage nie um Erlaubnis.

Vor wenigen Tagen hörte ich in die Leipziger Tondatei hinein. Es hat mich gleich wieder gepackt wie am Tag der Führung selbst. So habe ich mich entschieden, Minute um Minute alles niederzuschreiben und das Stimmengeflecht in einen nachvollziehbaren Text zu entwirren und weiter darüber nachzudenken und auch das aufzuschreiben. Ich weiß nicht, wieso. Ich weiß nicht, für wen. Es musste sein.

*

»Sind Sie der Führer?«, fragt eine Frau außer Atem, die gerade zur Gruppe stößt und ihr Ticket dem Guide entgegenstreckt. Ich befürchte Schlimmes, aber er reagiert souverän, die Macht der Gewohnheit, vermute ich. Er lächelt.

Für die Stadtführung sind Sie bei mir richtig.

Weggewischt, die Wortplumpheit. Nachdem wir wohl vollzählig sind, begrüßt uns der Mann. Ich muss ganz leise sein, stehe etwas abseits. Und habe entschieden, auf dem Rundgang einige Fotos zu machen, nebenbei, im Vorbeigehen, um die Gruppe nicht aufzuhalten. Fotografie habe ich mal gelernt, als es noch Säuren und dunkle Kammern gab. Heute versuche ich, den Wegwerfbonus des Digitalen zu nutzen und beim Abdrücken das Gelernte zu vergessen. Viel Ausschuss, nur wenig bleibt.

Kulturgeschichte, deutsche und europäische, auf engstem Raum auffalten wie ein Leporello: die Leipziger Innenstadt lässt sich so lesen – und in besonderer Form der Innerstädtische Ring.

Der Guide dreht sich zu allen Gästen, dreht den Kopf hin und her, um mit seiner Stimme jeden zu erreichen. Ich kenne das von meinen eigenen Vorträgen. Er mahnt uns, witzelt:

Bitte, bleiben Sie am besten im Halbkreis vor mir, dann können Sie alle mich gut verstehen, der Straßenverkehr wird an einigen Stellen recht laut sein.

Wir sollen, das habe ja wohl jeder mittlerweile verinnerlicht, mindestens anderthalb Meter zueinander Abstand halten, besser noch: zwei zu ihm. Bei dem Dutzend Teilnehmer eher schwierig. Es hält sich ohnehin kaum einer daran.

Es gäbe andere, viele andere Stellen, um unser Flanieren sinnvoll zu beginnen, meint er, und seine Stimme überschlägt sich fast, denn die grüne Welle lässt Laster an uns vorbeibrettern, und scheppernde Tramwagen mühen sich in die Kurve.

Am südwestlichen Innenstadtende des Leipziger Promenadenrings gelegen, so die Bezeichnung, die auf die ursprüngliche Nutzung der Anlage verweist, vor der Prachtfassade des Neuen Rathauses, bietet dieses Denkmal,

vor dem wir hingestreu stehen, um die Rasenflächen und Pflanzrabatte nicht zu zertrampeln,

in seinen Ausstellungen der Bedeutung Tiefe und Breite zugleich, auch für unseren Gang um den kompletten Ring herum.

Das ist die thematische Führung, die ich mir nach meiner Ankunft am Hauptbahnhof beim Schlendern durch die Innenstadt im Touristbüro für diesen Nachmittag ausgesucht habe. Der Verlegerkongress, der morgen beginnt, wird – ganz sicher – keine Zeit mehr lassen, mich der Stadt zu widmen. Nachdem ich so viele Jahre damit verbracht habe, zu viele Jahre, kopflos die Erde zu umrunden, um in immer gleichen Büros und Kongresshallen Vorträge von der Stange zu hören – und zu halten –, habe ich letztes





VERBODEN TOEGANG
SCHIEDEN
IMMERHIN
DEUTSCHER
KOMPOSITION

Neujahr entschieden, mir bei jeder künftigen Geschäftsreise einen Tag dazubuchen. So lassen sich diese mehr oder weniger als 24 Stunden ... herausfräsen, ja, herausfräsen aus dem Terminkalender. Denn dazu hat mein Leben sich verfestigt, zu einem Terminkalender.

Das Carl Friedrich Goerdeler gewidmete Memorial ist einer von unzähligen, ich möchte sagen, nun, gewichtigen Orten entlang dieses – Sie sehen es hier, zu jener Seite, wie auch dort drüben – mal breiteren, mal schlankeren, mal spärlicher, mal üppiger begrüntem Streifen über gut dreieinhalb Kilometer hinweg. Ein Streifen, der den historischen Stadtkern der alten Messemetropole beieinanderhält.

Einige in der Runde lachen. Ich verstehe nicht, warum. Ich lasse mich kurz ablenken, höre nicht richtig zu, sehe mir die Leute, die der Zufall zusammengeführt hat, näher an.

Nichts weniger als ein Ring aufgefädelter Perlen. Bunte und strahlend weiße Perlen, meliert schimmernde, gläsern, metallisch und mineralisch – und kohlengraue wie das von Jenny Holzer und Michael Glier gestaltete Goerdeler-Denkmal.

Eine mehrere Meter tief im Boden eingelassene Glocke in einem vergitterten Schacht liegt umgeben von konzentrisch angelegten Ringen aus Stein, die sich wie ein Amphitheater von der Rasenfläche ringsum gen Schacht hinunterschrauben. Auf den Sitzflächen Inschriften, wie sie, so erklärt es der Guide, für Holzlers Arbeit typisch seien, Textstellen aus Goerdelers Briefen, Reden und Tagebüchern.

Goerdeler war Leipziger Oberbürgermeister ab 1930,
so viel wusste ich, außer der Jahreszahl, noch vom
Schulunterricht,

nach der Machtübernahme der Nazis der einzige in
Sachsen, dem es durch resolutes Auftreten gelungen war,
im Amt zu bleiben.

Aha.

Er hatte sich in der Folge, wenn auch vergeblich, dafür
eingesetzt, Bruno Walter als Kapellmeister des Gewand-
hauses zu schützen,

Walter emigrierte 1933, das hatte ich in Vorfreude auf
meine Leipzig-Reise im Booklet einer CD mit Gewand-
hausaufnahmen gelesen,

wie auch Detlef Sierck, den Leiter des Alten Theaters.
Sierck gelang 1937 die Flucht in die USA, wo seine Kar-
riere sich glücklicherweise nicht nur fortsetzte, sondern in
Hollywood gar boomte. Als Douglas Sirk ist er der Welt im
Gedächtnis geblieben.

Raunen wabert aus einer Ecke, diesmal geht das nicht
von denen aus, die vorher gelacht haben. Zwei Frauen, un-
verkennbar Schwestern, flüstern einander ins Ohr, eine
der beiden hält einen pinkfarbenen Kugelschreiber in der
Hand und notiert etwas auf die unbedruckte Fläche ihres
Tickets.

Seine Filme, oft als Reinform des Melodramas betrach-
tet, sollten später von prägendem Einfluss werden ... auf
den jungen Rainer Werner Fassbinder.

Ich habe während der verordneten Isolation tatsäch-
lich zwei von Fassbinders Filmen gesehen, die *Effi Briest*
zum zweiten oder dritten Mal, und die ... na, na, ach die
Namen ... die ... *Veronica Voss*! Ich finde, für Eingesperr-

te war das keine brauchbare Kost. In beiden Geschichten stecken die Frauen doch selbst fest in einem Kreis, der keine Kante lässt zum Stoßen, oder um sich daran festzuhalten. Aber Fassbinder und Leipzig, diesen Bezug, wenn auch einen überbrückten, habe ich bisher nicht vermutet. Seine Filme leuchten wie das Markenzeichen schlechthin der alten Bundesrepublik. Meine Andockungsignoranz ist nur eines der vielen Zeichen dafür, was vierzig Jahre der ideologischen Teilung mit unserem Denken und Wissen angestellt haben. Und dann Fontane, das habe ich ebenfalls im schlaun Reisebuch gelesen: Fontane hat in Leipzig gelebt, als junger Apotheker, und hier seine ersten Schritte in der literarischen Welt gemacht. Das passt. Das passt sogar sehr gut.

Goerdeler, dessen Verbleib im Amt wegen seiner immer offener gegen die Nationalsozialisten gerichteten Haltung immer schwieriger wurde,

fährt der Guide fort,

nahm ein einschneidendes Ereignis zum Anlass, sein Pensionierungsgesuch Ende 1936 einzureichen. Während eines offiziellen Aufenthaltes Goerdelers in Schweden und Finnland im November hatten Leipziger NSDAP-Angehörige, darunter Goerdelers Stellvertreter, in einer, um es salopp zu formulieren, Nacht-und-Nebel-Aktion das Mendelssohn-Denkmal vor dem damaligen Gewandhausbau im Musikviertel entfernt. Den Sockel wie wohl auch die Bronze haben sie später verkauft, das Metall wurde, so vermutet man, eingeschmolzen. Es war die Nacht des 9. auf den 10. November, exakt zwei Jahre vor der Reichspogromnacht. Der 10., dies sei, en passant, auch erwähnt, übrigens der Geburtstag Luthers ... Als Goerdelers vehementer Pro-

test ins Leere lief und er sah, dass seiner Forderung nach der Wiedererrichtung des Denkmals niemand nachzukommen gewillt war, zog er sich im Protest aus seiner Funktion zurück. Er zählte Jahre später zum Umkreis von Stauffenbergs und der Widerständler des 20. Juli. Vom Volksgerichtshof verurteilt, wurde er Anfang 1945 in Plötzensee gehängt.

Das Leipziger Denkmal könne, hören wir weiter, keinen sinnigeren Ort gefunden haben. Die begrünte Freifläche liege direkt vor der schmalen Südfassade von Deutschlands größtem Rathausbau, 1905, als Leipzig die viertgrößte Stadt im Reiche war, durch den Stadtbaumeister Hugo Licht fertiggestellt. Genau zu dieser Seite hin habe der Architekt das Bürgermeisterbüro platziert, ihm vorgelagert den repräsentativen Balkon mit den allegorischen Skulpturen, die Leipzig darstellen, und wir folgen dem Fingerzeig hoch zur Fassade, als Stadt des Buchdrucks, der Musik, des Handwerks, der Wissenschaft und der Justiz.

Mit jener Ausrichtung sollte jedem künftigen Oberbürgermeister der gemahnende Blick auf Justitia immer ein Gebot für gerechtes Handeln sein. Denn in der Blickachse dem Rathaus vis-à-vis ragt seit 1895 das Reichsgericht, heute Sitz des Bundesverwaltungsgerichtes, mit seiner Kuppel imposant in den Himmel – just jenes höchste Gericht des Kaiserreichs und der Weimarer Republik, an dem der Reichstagsbrandprozess 1933 als Schauprozess inszeniert worden war. Der unter einigen anderen angeklagte bulgarische Kommunistenführer Georgi Dimitroff hatte sich dort einen Schlagabtausch mit Hermann Göring geliefert, und auch in der Folge, nachdem Dimitroff, Göring rhetorisch überlegen, einer Verurteilung entgangen war, blieb den Braunen dieses Hohe Leipziger Haus ob seiner,

so hieß es, zu milden Rechtssprechung ein Dorn im Auge. Weshalb sie in Berlin dann jenen Volksgerichtshof etablierten, der später Goerdeler zum Tode verurteilen sollte.

In Klammern gesagt: Vielleicht erinnert sich der eine oder die andere noch dunkel an den Geschichtsunterricht und den berühmt gewordenen Satz des Gerichtsvorsitzenden Büniger, der Dimitroffs Wortgewandtheit mit dem Satz anerkannte: »Im Ausland ist man schon der Meinung, dass nicht ich, sondern Sie die Verhandlung leiten!«

Sie sehen von hier sehr schön das imposante Gebäude mit seiner freitragenden Kuppel. Die Inspiration hierzu haben sich die beiden Architekten, Hoffmann und Dybwad, wie so oft in der Leipziger Baugeschichte, in Italien geholt. Das lässt sich wirklich durch die Epochen hinweg beobachten. Hier war das Vorbild die Kuppel der Mole, der Mole Antonelliana, die ursprünglich im Auftrag der jüdischen Gemeinde Turins als Synagogenbau konzipiert und begonnen worden war.

Direkt hinter dem Reichsgerichtsgebäude stand das Neue Concerthaus, also der zweite Gewandhausbau, und davor das Mendelssohn-Denkmal. Das gesamte Viertel heißt bis heute Musikviertel, wegen der Straßennamen. Auch dort hinten liegt das Konservatorium, genauer die Hochschule für Musik und Theater Felix Mendelssohn Bartholdy, eine von ihm begründete Institution, übrigens die älteste Musikhochschule in Deutschland! Ebenso die berühmte HGB, die Hochschule für Grafik und Buchkunst, wie auch das Deutsche Literaturinstitut. Und, fast hätte ich sie vergessen, die Albertina, die große Unibibliothek. Also alles in allem eine Art musisch-akademischer Bildungscampus.



Aber zurück zum Denkmal: Die Glocke hier unten im Denkmalschacht läutet zu Gedenktagen Goerdelers, aber auch nach dem Zufallsprinzip – also bitte Vorsicht, erschrecken Sie nicht –, sodass der unbedarfte Passant herausgerissen wird aus seinem Hier und Jetzt. Er kann es dann, so das Anliegen der Künstler, in Perspektive setzen zu Vergangenen und zu Kommendem, dessen Gestaltung unser aller Aufgabe ist, nicht wahr? Ein sinniges, wenn Sie mir diese persönliche Einschätzung gestatten, und sinnliches Verständnis davon, was ein Denkmal ist und sein sollte, eine Aufforderung zum Nachdenken. Denk mal!

Lassen Sie uns weitergehen.

Wir schleichen am Rathaus entlang, bleiben stehen an einem Vorplatz mit Fahnenstangen. Die Kordeln klappern ihren Takt zu den Worten des Gästeführers, der versucht, die Gruppe für den noch langen Weg zu motivieren. Auf dem einen oder anderen Gesicht lässt sich lesen, wie die Aufmerksamkeit bereits flackert.

Stadtbilderklärer, so hat er sich mit Augenzwinkern und Verweis auf die alte Bezeichnung vorgestellt. Tatsächlich einer, der Orte und Menschen und Ereignisse in Beziehung zueinander setzt. Er verweist auf ein Detail am Neuen Rathaus, bittet uns, die paar Stufen zum Hauptportal hochzugehen und genau zu schauen, auf das Gitter aus Eisen, auf den Knauf, die Klinke. Dort sitzen geschmiedete Schnecken, ihr Haus auf dem Buckel, und harren der Dinge. Teil des reichen Fassadenschmucks, sagt er, und eine Anspielung auf die Trägheit ... des Beamtentums.

So viel Witz am Bau, so viel Ironie dem Bauherrn gegenüber, wo gibt's das heute?

Leipzig war nie Provinz, sondern ein Brennglas deutscher und europäischer Geschichte. Dies zeigt sich an vielen anderen Denkmalen, Erinnerungsorten und Schauplätzen um den Promenadenring herum.

Begonnen diesen Grünstreifen anzulegen hat man nach dem Ende des Siebenjährigen Krieges in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, auf den geschleiften ... ja, geschleiften mittelalterlichen Befestigungsanlagen und den verfüllten Wassergräben. So entstand der erste kommunale Landschaftspark in deutschen Landen. Dort, wo sich das Neue Rathaus erstreckt, reckte bis zum Abriss Ende des 19. Jahrhunderts die Pleißenburg ihren Turm als Wahrzeichen ins Leipziger Weichbild. Der heutige Rathhausturm erinnert daran und fußt auf dem erhaltenen Stumpf dieses alten Turms. Die damalige Burg war vor einem halben Jahrtausend, 1519, der Austragungsort des ersten großen Streitgesprächs der Reformation, der Leipziger Disputation. Hier stritten sich allen voran Martin Luther und Andreas Karlstadt mit dem Ingolstädter Theologen Johannes Eck. Die von der Universität Leipzig organisierte und vom Landesherrn Georg dem Bärtigen betriebene Disputation dauerte gut zwei Wochen von Ende Juni bis Mitte Juli. Hier in Leipzig kam es zum endgültigen Bruch Luthers mit Rom.

Was war geschehen, fragen Sie sich bestimmt. Eck hatte Luther herausgefordert und dessen Haltung und Aussagen zum Papsttum, das Luther nicht als gottgegeben ansah, verglichen mit jenen des Jan Hus, den das Konstanzer Konzil als Ketzer verurteilt und auf den Scheiterhaufen gebracht hatte. Dieser Vergleich scheint aus Leipziger Sicht besonders pikant, waren es doch die Hussitischen Bewegungen, die in einem Moment der identitären Erstarkung

den böhmischen Studenten an der Karls-Universität Prag eine privilegierte Stellung eingeräumt hatten und damit die anderen Nationen, wie damals die sprachlich-geografischen Gruppierungen an Universitäten genannt wurden, degradierten. Und die Folge? Die deutschsprachige Studentenschaft und ihre Professoren zeigten sich nicht gewillt, diese Ungleichheit zu akzeptieren. Sie verließen Prag im Protest.

Stellen Sie sich folgende Szene vor: Gut tausend Mann überqueren im Winter 1409 zu Fuß das Erzgebirge, zu einer Zeit, als dort noch Bären und Wölfe leben. In der freigeistigen Handelsstadt Leipzig ergreift man die Gunst der Stunde und gründet mit der Artistenfakultät die Alma Mater Lipsienis, eben jene Institution, die Johannes Eck 1519 zum Streitgespräch einladen sollte ... Übrigens: Die Prager Protestler hätten in der Ebene auch weitermarschieren können bis Erfurt. Dort gab es bereits eine Universität, seit wenigen Jahrzehnten. Aber dies hätte bedeutet: vom Regen in die Traufe. Denn in Erfurt regierten, Sie verzeihen mir den Ausdruck, die mächtigen Pfaffen. Erfurt gehörte zum Erzbistum Mainz.

Ein Gebirge als Hindernis und Bedrohung, nicht als touristisches Ausflugsziel. Winter ohne Zentralheizung, ohne Funktionskleidung. Ein richtiger Winter. Unser Daheimbleiben in den letzten Wochen, ohnehin nur der Privilegierten, was war das schon dagegen? Warme Häuser und volle Kühlschränke. Licht. Und alle Ablenkungen, die der Strom nach Hause liefert ... Ein Ereignis als politisch zu verstehen gelingt uns meistens erst im Nachhinein. An der Reformation hat mich immer gerade diese politische Dimension interessiert, und die formulierte sich zu jener

Zeit eben noch über den Glauben. Aber der Glaube ist mir dabei zweitrangig. Die religiöse Weltsicht zumindest. Denn es war auch der Umbruch von Technologie. Genau zu dieser Zeit, also als Luther und die anderen durch Protest den Glaubenshorizont zu verschieben versuchten, unternahmen Magellan und Elcano die Weltumsegelung. Flaches wurde rund. Und damit unendlich.

Aber heute? Was geschieht mit uns? Ich erlebe heute, auch bei uns im Verlagswesen, diesen Wandel, der mit dem Schub neuer Technologien alles durcheinanderwirbelt. Mir ist die Form, wenn ich ehrlich bin, zwar nicht einerlei, aber sie ist doch dem Inhalt untergeordnet. Allerdings tritt ab einem gewissen Grad der formellen Veränderung auch ein Wandel in der Wahrnehmung von Inhalten ein. Dort fußt meine Kritik. Ja, fußen ist so ein komisches Wort. Aber ich habe tatsächlich den Eindruck, ich muss meinen Fuß in diese Debatte stecken, so als Platzhalter und Beschützer, als würde ich auf einer wertvollen Münze am Boden stehen, damit niemand sie wegklaubt. Aber den Fuß, den sehe ich auch als Tritt gegen das Invasive, ja, Totalitäre des Digitalen. Ich höre die Verlagskollegen, den Kohler und den Steinmann, »Du Kulturpessimist!« ruft mindestens einer, wenn sie denn während des Gesprächs überhaupt aufschauen von ihren Schrumpfbildschirmen. Ich finde nicht, nein, dass es übertrieben ist, das Digitale als totalitär zu erkennen. Darin ist es politisch. Es dringt in alle Lebensbereiche ein und bestimmt sie mehr und mehr. Ich habe versucht, einige Autoren, die hierüber nachdenken, ins Programm zu bringen. Aussichtslos. Zu viel Widerstand. Zu viel Glaube daran, dass das Digitale Fortschritt bringt, nein, bereits der Fortschritt ist. Sandkastenspielereien, sage

ich da nur, bei denen die kleinen Jungs und Mädels beschäftigt werden mit ihrer Begeisterung für den bunten Bagger und dabei nicht merken, dass nicht er, sondern sie selbst das Spielzeug sind. Wir müssen wohl wieder lernen, dass Fortschritt nicht selbstredend technologischen Fortschritt bedeutet. War es ein Progress, dass kürzlich Millionen von Menschen von heute auf morgen zuhause blieben? Dass sie ihre gewohnten Lebensrhythmen umformen mussten? Gab es eine Wertschöpfung? Ersichtlicherweise war das kein technologischer Fortschritt, aber in unserer geschützten, linearen Scheinwelt mit dieser Erfahrung einer Zäsur, im Verzicht und im Verlust vielleicht doch ein gesellschaftlicher, ein individueller?

Dank des beschränkten Ausgangs gab es die Chance zu einem erweiterten Eingang. Eingängiges Lesen und Filmeschauen und Nachdenken. Also Digitalisierung hurra! Nun ja ...

Wir parken unsere Alten bereits vor humanoiden Robotern; der Zahlungsverkehr wird transparent durch die schleichende Abschaffung des Bargelds, die Furcht vor fremden Viren leistet ihr Vorschub; nach der Industrialisierung des Tötens unserer Nutztiere wird ihre Haltung nun digitalisiert, der smarte Bauernhof soll das Grauen der massenhaften Produktion von Tod durch die Begeisterung für die Technikspielereien verstummen lassen; wir messen und berechnen und kartografieren, was das Zeug hält, um uns ein Bild zu machen. Aber Bilder bleiben flach. Wir sind derart krank geworden und haben die sinnliche Verbindung zu uns als Körper und Geist so sehr verloren, dass wir nicht erkennen, was mit uns und um uns und in uns geschieht. Wir brauchen dazu Ärzte und Krankenschreibun-

gen, aber wir brauchen auch Tafeln und Schaubilder und Artikel, brauchen Hinweise von außerhalb unser selbst, die wir alle auf Bildschirmen abfangen, um unser Hirn damit zu befeuern, weil unser Körper so kalt geworden ist. Wir wissen es, aber wir spüren es nicht. Würden wir es spüren, könnten wir handeln.

Ich habe irgendetwas verpasst. Alle lachen und ich merke, dass ich weggedriftet war. Wir überqueren den Ring und stehen vor einem rötlichen Steinklotz. Der Guide schafft es, meinen Blick wieder herzuholen und ihn zu schärfen. Und mich schließlich für den Bau einzunehmen.

In Erinnerung an Martin Luther und die Verteidigung seiner reformatorischen Idee heißt das an der unteren westlichen und dieser südlichen Seite befindliche Teilstück der Ringstraße heute Martin-Luther-Ring. Hiermit kam es spätestens 2015 zu einem Problem für die Katholische Propsteigemeinde, die just an dieser Stelle, dem Neuen Rathaus gegenüber, den Neubau der Sankt-Trinitatis-Kirche einweihte. Dieser größte Kirchenneubau in Ostdeutschland seit der politischen Wende – mal abgesehen von der Zuckerbäckerei der neu errichteten Dresdner Frauenkirche – trägt dem Wachsen der katholischen Glaubensgemeinde Rechnung, die heute in der Stadt knapp 20000 Mitglieder zählt. Doch, wollte man wirklich Martin Luther auf jedem Briefkopf sehen? Die Gemeinde entschied sich, die Postanschrift von Kirche, Gemeindehaus und den drei Priesterwohnungen an die zur anderen Seite des schmalen Grundstücks verlaufende Nonnenmühlgasse zu legen. Glücklicherweise gab es diesen Straßenzug und den passenden Namen. Es zeugt jedoch von Humor und Befriedung, dass aus dem bodentiefen Fenster des Ge-

meindsaals zum Ring hin – schauen Sie, dort an der Ecke, können Sie ihn sehen? – ein dunkelgrüner Gummi-Luther als Gartenzwerg seinen Blick schweifen lässt aufs Gelände des einstigen Disputs ...

Lautes Lachen. In der Tat: ein feiner Zug.

Die Kirche der Leipziger Architekten-Brüder Schulz & Schulz ist ein großer Wurf, wie ich finde. Die Durchlässigkeit der Leipziger Passagen spiegelt sich wider im Innenhof. Um ihn herum gruppieren sich der Gemeindesaal mit dem 50 Meter hohen Glockenturm samt Solarpaneel fürs Geläut und, verbunden mit den im Obergeschoss den Hof umschließenden Priesterwohnungen, der eigentliche Kirchenraum. Er ist Zeugnis eines intelligenten und sinnlich erfahrbaren Konzepts.

Der Guide lässt seine Stimme galoppieren, sie überschlägt sich. Er ist begeistert. Und begeistert uns. Wirklich alle sind jetzt voll dabei.

Genannt seien hier nur die Fenster. Zur Westseite hin öffnet sich die rötliche Fassade aus Rochlitzer Porphyrt – ein in Leipzig seit Jahrhunderten gerne verbauter Stein aus der Region – mit einem gleichschenkligen, griechischen Fensterkreuz. Die Sonne leuchtet gegen Ende des Tages von Westen durch diese Öffnung ins Innere und lässt dieses immaterielle Lichtkreuz über den Boden wandern, hinauf auf die nach Osten gewandte Altarwand. Dort hängt ein vom amerikanisch-kubanischen Künstler Jorge Pardo gestaltetes gleichgroßes, materielles Kreuz – als Teil seiner Ausführung weiterer liturgischer Orte im Kirchenraum –, das somit zu einem präzisen Zeitpunkt am Tage vom Lichtkreuz überlagert wird, bevor dieses dann die Stirnwand entlang weiterzieht. Somit ist der Raum eingeschrie-



Das Neue
Testament
übersetzt
von
Martin Luther
1534

ben zwischen Ost und West, Ostern und Weihnachten. Über die gesamte Breite des Raumes wirft sich himmlisches Licht entlang der Altarwand durch das nicht sichtbare Glasband in der Decke. Und der Höhepunkt: Zum Ring hin lässt ein horizontales, zweiundzwanzig Meter breites und drei Meter hohes Fenster zusätzlich gedämpftes Tageslicht in den Raum, also: Lichtdurchlässigkeit. Gleichzeitig schützt die Undurchsichtigkeit die Gemeindeglieder vor den Blicken der Passanten. Keine Kirchenrosette, sondern resolut modern. Sie haben es gehört: In diesem Ausdruck für Transparenz steckt auch das Wort Lässigkeit. Und genau damit wurde hier klug gearbeitet. Auf der Innenseite des Fensters sind in großen Lettern die ersten Zeilen des Johannes-Evangeliums zu lesen: IM ANFANG WAR DAS WORT ... Doch das vom hiesigen Künstler Frank Haberkorn gestaltete Kirchenfenster hat noch mehr zu bieten. Inspiriert von den Schaufenstern der Handelsstadt, liegen in dieser für eine Kirche ungewöhnlichen Fensterform drei Glasschichten übereinander. Die beiden anderen von außen betrachteten Scheiben bieten den Grund für Bibeltext: Auf der äußeren Scheibe stehen Worte des Neuen Testaments – also jenes von Luther ins erste formale und allgemeingültige Schriftdeutsch übersetzte Buch – in dunklen ins Milchglas sandgestrahlten Buchstaben. Das darunter liegende Glas wurde mit dem konträren Verfahren bearbeitet, die gesamte Scheibe sandgestrahlt, wobei die weißen Buchstaben, hier aus dem Alten Testament, ausgespart blieben. Das Alte liegt somit unter dem Neuen, und je nach Lichteinstrahlung, natürlicher und künstlicher, tritt mal das eine, mal das andere stärker in den Vordergrund.